

Es mussten erst fremde Leute zu Besuch kommen, damit ich erfuhr, dass Vater noch ein Kind hatte. Es war einer dieser Momente, an die man sich später erinnert. Ein Brief, ein Foto, eine verschlossene Schublade. Der gleiche Nachname. Wie Vater „Scheiße“ sagte. Die angestrengten Blicke an mir vorbei.



## Die Geschichte von den Eltern

Bevor alles passierte, feierten wir Daisys siebenten Geburtstag. Es war Samstag. Kühl, aber Frühling. Vielleicht war es auch ein Sonntag. Am Ende des Tages wünschte ich mir, dass mich die Eltern lieber mit Kleiderbügeln dreschen würden, das wäre besser auszuhalten.

Im Flur raschelte Vater mit dem alten Geschenkpapier, das Mutter immer aufhob und vorhin erst aus der Schublade gezogen hatte. Ich stand neben ihm und hielt den Zeigefinger hin, während er die Schlaufen band und schwer atmete. Ich sah mein verzerrtes Spiegelbild im silbernen Papier, braune Haare und dieser furchtbare Pagenschnitt.

„Hinhalten“, sagte er.

„Ich bin nicht blind.“

„Sei nicht frech.“ Ich bildete mir ein, dass er es freundlich sagte. Tatsächlich schnürte er gleichgültig weiter, während ich auf seine beginnende Glatze starrte. Ich wusste nur, dass er sich nicht bedankte, nicht einmal zufrieden grunzte.

„Steh nicht so rum, hilf deiner Mutter“, sagte er und hievte sich hoch, dass seine Hausschuhe knarrten.

Mutter kommandierte herum, es war alles recht chaotisch. Irgendwann traf Tante Lucille ein und brachte eine Torte, in der abgebrannte Kerzen steckten. Mutter schaute sie fragend an, aber Tante Lucille zuckte mit den Schultern und warf ihren Pelzmantel über die Stuhllehne. Sie trug sogar Lippenstift.

„Was denn“, sagte sie. „Hab ich Kerzen lagernd oder was?“

Mutter sagte, ich solle das Obst in Scheiben schneiden, während sie die Stummel aus der Torte pflückte. Ihre Schürze war eng geschnürt und die Haaransätze neu gefärbt, neben Tante Lucille sah sie aus wie ein hagerer Zweig.

„Mach nicht so ein Theater“, sagte Tante Lucille zu ihr und packte einen Kuss auf meine Wange. Ihre Haare dufteten nach Trockenshampoo und weichem Parfum. Ich drückte sie mit einem Arm,

während sie mir schnell einen Geldschein zusteckte. Ihre Kleidung roch ganz anders, war sicher mit teurem Weichspüler gewaschen. Vater kam in die Küche und blieb im Türrahmen stehen.

„Lucille“, sagte er.

„Schwager“, antwortete sie. „Du siehst gut aus.“ Dann warf sie mir einen Blick zu und grinste schnell, kumpelhaft. Ich wusste, dass sie an seinen Bauch und die dämlich hochgezogenen Hosen dachte. Ich beugte mich tiefer über die alte Banane, damit mich niemand lachen sah.

Vater klopfte mit den Fingern gegen den Türrahmen. „Wann werden wir essen?“

„Wenn ich verdammt noch mal fertig bin“, antwortete Mutter.

Er räusperte sich und ging davon. Kurz darauf hörte man ihn umständlich mit der Zeitung rascheln.

Mutter warf Tante Lucille einen Blick zu. „Trottel.“

Ich schnitt weiter das Obst, während sie es in die Tortenglasur legte. Stück für Stück dekorierte sie ein großes D. Über die Schulter erzählte sie Tante Lucille die neuesten Geschichten. Dass er letztens dem Nachbarn mit der Polizei gedroht hatte. Die Schublade mit den Plastiksackerln auf den Boden geleert hatte vor Wut, weil sie zu voll war. Erst auf die Idee gekommen war, Brot zu kaufen, als das Geschäft längst zu hatte.

Tante Lucille hörte zu und wusch das Geschirr ab. Sie ertrug alles mit einer Selbstverständlichkeit, die mich beeindruckte. Sie band keine Schürze um und polierte die Teller nicht nach. Auch egal, dass ihre Bluse nicht zur Hose passte. Ich sah es Mutter an, dass sie in den Fingern juckte, sie anzufahren, aber das Bedürfnis sich auszukotzen war größer.

„Und dann hat er mich tatsächlich gefragt, warum die Kinder so rumlaufen“, Mutter legte sich die Hand an den Kopf, „in diesen Fetzen, sagte er, kannst du dir das vorstellen? Fetzen hat er gesagt.“ Sie beugte sich ein Stück nach vor und spähte ins Wohnzimmer. „Fetzen hat er gesagt, das Arschloch.“

Tante Lucille hob eine Augenbraue. Ich blickte angestrengt auf den Boden.

„Wie kommt er überhaupt dazu! Soll er die Mädchen doch anziehen, wenn er es besser weiß. Also im Ernst. Und dann mault er noch herum.“ Sie räumte das abgewaschene Geschirr ein, knallte mit den Schranktüren. Ich überlegte, wie ich mich am unauffälligsten davonmachen konnte. Tante Lucille stützte eine Hand auf der Hüfte ab. „Geh deine Schwester herrichten“, sagte sie. Ich ging schnell, bevor Mutter etwas einwenden konnte.

Im Zimmer stand Daisy vor dem hohen Fenster und schaute aufgeregt auf die Straße. Obwohl sie auf den Zehenspitzen stand, reichte ihr Kopf gerade über das Fensterbrett. Die blonden Haare leuchteten in der Sonne, es fehlte nur noch eine rote Masche auf dem Scheitel.

„Was machst du?“, fragte ich.

Sie drehte sich um und lachte mich an. „Ich hab Geburtstag“, sagte sie und warf die Hände in die Höhe. Ich stellte mich neben sie und blickte auf sie nieder. Sie trug einen kleinen blauen Faltenrock, eine weiße Bluse und Vaters Brille. Sie blinzelte durch die dicken Gläser und lachte.

„Warum hast du Vaters Brille auf?“

„Er hat sie mir geschenkt.“

„Du meinst, er hat sie liegen gelassen.“

Daisy verzog das Gesicht. „Gar nicht wahr.“ Dann überlegte sie kurz und fügte hinzu: „Ich hab Geburtstag“, als würde das alles erklären. Dazu fiel mir auch nichts mehr ein.

Als Mutter zum Essen rief, hatte ich zwar Hunger, aber keine Lust mehr. Daisy rannte so schnell, dass sie fast hinfiel. Die Haare sprangen auf und ab und ihr kleiner Mund war so weit aufgerissen, dass man alle Zähne sehen konnte. Wir setzten uns an den Tisch. Daisy bekam zwei Sofakissen unter den Hintern, damit sie das Besteck erreichen konnte.

„Ellbogen vom Tisch“, sagte Vater automatisch.

„Mach ich eh nicht“, antwortete Daisy.

„Man sagt nicht eh, das ist umgangssprachlich“, korrigierte

er. Mutter verdrehte die Augen. Vater sah sie dabei. „Du brauchst gar nicht so schauen, du kannst dir das ebenfalls hinter die Löffel schreiben.“

Sie stierte ihn an. Dann strich sie eine Falte aus dem Tisch-tuch. „Lasst uns anstoßen“, sagte sie angestrengt.

Daisy und ich griffen nach den langen Stielgläsern mit Oran-gensaft, die Erwachsenen hatten Stamperln mit scharf riechender Flüssigkeit. Daisy strahlte, wie ein kleiner Filmstar sah sie aus. Sie hätte ein applaudierendes Publikum verdient.

„Junge Dame“, sagte Vater. Er stand auf und klopfte ihr auf die Schulter. Ein Mal, zwei Mal. „Herzlichen Glückwunsch.“

Dann wurden professionell Hände geschüttelt und Sprüche aufgesagt. Ungelenke Küsse auf die rechte und linke Wange fürs Fotoalbum. Die Eltern waren peinlich berührt, als wäre das alles hier besonders umständlich für sie. Daisy warf den Kopf von mir, zu ihnen, zu Tante Lucille, damit ihr ja nichts entging. Sie strahlte, sogar Mutter sah einen Moment lang nicht unglücklich aus.

„Warum trinkt ihr eigentlich Alkohol?“, fragte Daisy. Tante Lucille gluckste und stieß ihr Glas gegen Daisys, dass es laut klirrte. „Weil keine gute Party mit Salat beginnt.“

„Wie bitte“, sagte Vater.

„Alles Gute“, versuchte Mutter ihn zu übertönen. Daisy und ich schauten uns kurz an und prusteten los, bis unsere Gläser wackelten und wir uns die Hände auf den Bauch pressten. Vor lauter Lachen schwappte Daisys Orangensaft über und landete auf dem Teller, dem Tischtuch und zuletzt auf der weißen Bluse.

Mutter atmete scharf ein. Vater sagte: „Na, da haben wir es“, und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Daisy starrte auf den Fleck auf ihrer Kleidung. Die weiße Bluse war nun gelb. Mit zitternder Hand stellte sie das Glas ab, die Lippen ein dünner Strich.

Keiner sagte was. Das imaginäre Publikum schwieg. Vaters Gesicht war zur Seite gedreht, Mutter war in die Küche gerannt, um einen Lappen zu holen.

„Daisy“, sagte ich hilflos. Ihre Augen wurden feucht.

Da rief Tante Lucille: „Alles ist gut!“ und stand auf. Mit

schnellen Schritten ging sie davon, während wir ihr nachschauten wie Kälber. „Hier ist er“, sagte sie, als sie mit ihrem Pelzmantel wieder ins Zimmer kam. Sie ging um den Tisch und legte den dicken Mantel um Daisys Schultern.

„Alles ist gut“, wiederholte sie mit Nachdruck. Dann kniete sie sich neben ihr nieder und machte die obersten Knöpfe zu. Strich ihr über den Kopf. „Große Damen brauchen große Mäntel.“ Sie küsste Daisy auf die Stirn.

Alle schwiegen. Vater und Mutter schauten ihre Teller an, als hinge ihr Leben davon ab. Ich blickte zu Daisy rüber. Sie saß auf ihren Polstern und verschwand im Pelzmantel, der ihr bis zu den Ohren ging. Sie wischte sich eine Träne weg und lächelte wieder.

Dann aßen wir. Vater sagte immer, beim Essen redet man nicht, außer man wurde von Zigeunern erzogen. Dass sein Geschlürfe über den ganzen Tisch zu hören war, schien ihn nicht zu stören. Tante Lucille schenkte sich noch ein paar Mal ihr Stamperl nach und prostete jedes Mal Daisy zu. Beim letzten flüsterte sie lautlos „Happy Birthday“ und zwinkerte beschwipst.

Nach dem Essen folgten die Geschenke. Was Praktisches von Mutter, was Schönes von Tante Lucille und etwas, das niemanden außer ihn selbst interessierte, von Vater. Anziehsachen, ein rosa Fahrrad und ein Lego Technik Bausatz für ein Wüstenfahrzeug.

Daisy quiekte vergnügt, als sie den Riesenkarton mit dem Fahrrad sah. Sie schüttelte den Pelzmantel ab und warf sich wie ein wildes Tier darauf. Sie zerrte und rüttelte an der Verpackung, wollte sie mit bloßen Händen aufreißen.

„Gefällt es dir?“, fragte Tante Lucille und half ihr beim Öffnen.

„Das ist doch viel zu teuer“, sagte Vater und zog seine buschigen Brauen zusammen.

„Ach“, antwortete Tante Lucille.

„Sie kann doch nicht einmal Radfahren.“

„Dann bring es ihr halt bei, wird Zeit.“

Vater verschränkte die Arme. „Hrmpf.“

Daisy bekam von allem gar nichts mit. Nachdem sie endlich

das Fahrrad aus dem Karton gezogen hatte, schaute sie es einen langen Augenblick hingerissen an. Sie nahm mich an der Hand und zog mich zu sich auf den Boden. „Schau Lisa! Es hat Blumen.“ Sie zeigte auf jede einzelne. „Und hier! Schau doch, die Hupe ist auch eine Blume!“ Sie drückte drauf, bis Vater schnaubte. Ich fischte die restlichen Teile aus dem Karton. Ein Fahrradhelm, Stützräder und ein Korb. Beim Anblick des Korbs warf sich Daisy Tante Lucille um den Hals.

„Für Einhornchen und Kastanien!“ Sie umarmte sie fest.  
„Danke, danke, danke!“

„Es heißt Eichhörnchen“, konnte sich Vater nicht verkneifen.

„Gerne Liebes“, sagte Tante Lucille, „du wirst sicher die weltbeste Radfahrerin.“

„Meinst du?“

„Definitiv. Jeder weiß, dass Blumen auf dem Rad die Fahrt beschleunigen.“

Daisy drückte sie noch einmal. Über ihre unbändige Freude musste ich lächeln. In solchen Momenten wurde mir bewusst, wie klein sie eigentlich noch war. So klein, dass ein „Wollen wir spielen?“ ausreichte, um sich gemeinsam drei Stunden lang im Laub zu wälzen und mit flatternden Armen Tauben nachzujagen. Kein Gedanke wurde an später verschwendet, nur jetzt und hier, und du und ich. Ehrlich und einfach. Vielleicht war das alles auch untrennbar miteinander verbunden, eine mathematische Formel. So lange, bis es irgendwann nicht mehr so ist und die Gleichung nicht mehr funktioniert. Bis man auf der Couch einschläft und auch wieder auf der Couch aufwacht, weil die Eltern einen liegen lassen und nicht mehr behutsam ins Kinderzimmer tragen. Bis man aufhört, unter dem Bett nach Monstern zu suchen, weil man merkt, dass sie eigentlich im eigenen Kopf und um einen herum sind.

Ich warf den Eltern einen Blick zu. Sie saßen verdächtig ruhig am Tisch. Vater beobachtete Daisy und Tante Lucille mit verzogenem Mund. Ich sah ihm an, dass es ihm nicht passte. Das Geschenk, Tante Lucille oder beides gleichzeitig. Vater mochte die wenigsten Menschen, schon gar nicht Leute, die gut drauf waren. Dafür gab es



bei ihm keinen Platz, gute Laune war Hippiegerede linker Gutmenschen, das war nichts für hart arbeitende und anständige Leute. Er brummte irgendwas.

„Ja?“, fragte ich.

Kurz schaute er überrascht.

„Nicht du. Daisy.“

Ich stupste sie an, bis sie hochsah.

„Du bist ziemlich undankbar deiner Mutter und mir gegenüber, findest du nicht?“

Sie schaute ihn verwirrt an. Tante Lucille verdrehte die Augen und seufzte. Vielleicht hielt sie Ausschau nach der Schnapsflasche, die Mutter irgendwann ans andere Tischende bewegt hatte. Alkoholismus war ein unvermeidbarer Nebeneffekt von regelmäßigen Familienfeiern. Ich sah zwischen Vater und Daisy hin und her. In sein altes, verärgertes Gesicht. Ich ahnte, dass es böse enden würde. Er sah sich nach Unterstützung um. Als niemand reagierte, verschränkte er die Arme und setzte sich auf.

„Ich mein ja nur, dass sich niemand bei mir bedankt hat.“

Daisy legte den Kopf zur Seite. Sie hatte keine Ahnung, worauf es hinauslaufen würde. „Papa, natürlich bedanke ich mich noch.“

„Übermorgen? Bist du so schlecht erzogen?“

„Aber Papa, ich hätte mich wirklich bedankt. Ehrlich.“ Sie sah zu mir rüber, ihre Augen wanderten unruhig über mein Gesicht. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Die beste Strategie war, sich tot zu stellen und zu hoffen, dass es bald vorbei sein würde.

Ich zog Daisy unauffällig von hinten an der Bluse. Auf der Straße fuhr ein Motorrad vorbei und die Uhr tickte geräuschvoll. Ich saß bewegungslos, schaute Vater an, dachte an seine dicke Haut mit den wütenden Poren, und wie er immer Krümel vom Tisch mit einer strengen Bewegung erst in die linke Hand und dann in die Spüle wischte. Ich legte Daisy meine Hand auf die Schulter. „Komm“, sagte ich leise. Sie rührte sich nicht. „Komm“, wiederholte ich.

„Du brauchst dich gar nicht einmischen“, fuhr er mich an. Ich blickte zu Mutter. Sie hatte die Hände in ihre Schürze gekrallt und machte dieses hilflose Gesicht: Blick leicht abgewandt, keine

Regung. Ich stand auf, nahm das Fahrrad und hielt Daisy die andere Hand hin.


„Wir haben Besuch, Papa.“

Er schnaubte. „Und? Tut das was zur Sache?“

Ich griff nach Daisys Hand und zog sie hoch. Er stand auch auf. Zu abrupt, aber jetzt half nichts mehr. „Wenn du deine Sachen nicht wertschätzen kannst, dann brauchst du sie offensichtlich nicht.“ Er nahm den Lego Bausatz und marschierte in die Küche. Mit einem dumpfen „Thummm“ landete das Geschenk im Müll.

„Das nächste Mal bekommst du eben nichts“, rief er und ging davon. „Und du kannst stolz auf dich sein, dass du sie so erzogen hast.“



Mutter schluchzte auf. Die Tür seines Arbeitszimmers knallte zu. Mutter wischte sich mit einem Zipfel ihrer Schürze über die Augen. Sie atmete aus und stand langsam auf, als würde es sie besondere Kraft kosten. Als sie den Tisch abräumte, war ihr Gesicht wieder zu der Maske geordnet, die ich so gut kannte. Weite, ebene Flächen und keine Welle, die sie durchbrach. Tante Lucille half Mutter, während ich mit Daisy an der einen und dem Fahrrad in der anderen Hand im Wohnzimmer stand.



Während Lisa mich und das Fahrrad ins Kinderzimmer zog, schrie Papa durch die geschlossene Tür, dass er nie Kinder gewollt hatte, schon gar nicht solche undankbaren wie uns. Ich hörte Mama weinen und an die Tür hämmern und Tante Lucille fluchen. Obwohl mich Lisa schnell ins Bett steckte, sich neben mich legte und die Bettdecke über uns zog, hörte ich ihn schreien, dass sie ihre Drecks-gören behalten könne. Lisas Augen weiteten sich, und ich wusste, dass ich richtig gehört hatte.

Dann rief Mama, fick dich, ich brauch mir das vor den Kindern nicht bieten zu lassen, und Lisa zog meinen Kopf an ihre Brust und legte ihre Hände ganz fest über meine Ohren. Sie atmete schnell und rollte sich um mich zusammen, als wäre ich eine Baby-Katze. Dann sumgte sie und wiegte mich hin und her.

Im Hintergrund hörte ich Papa toben und Sachen herumwerfen, weil Mama und Tante Lucille ihn nicht in Ruhe ließen. Lisa war die Einzige, die verstand, dass man ihn in Ruhe lassen musste. Sie sagte, dass Papa immer schon so gewesen ist, kaputt und wütend auf sich selbst. Auch am Anfang, fragte ich sie, bevor ich da war? Sie schaute komisch und antwortete: Ja. Ich verstand nicht, wie er wütend auf sich sein konnte, wenn er uns anschrie, aber Lisa bestand darauf.



Lisa hat einmal gesagt, dass daheim ein Krieg ist, auch Mama redete immer davon. Eigentlich sagten sie es sich gegenseitig, mit mir redete niemand, wahrscheinlich weil Lisa es verboten hatte.

Damals, als Lisa mich von daheim zu Tante Lucille brachte, brannte nichts in unserer Wohnung und die Fenster waren noch ganz. Niemand trug eine Waffe wie im Fernsehen und schon gar nicht schoss jemand auf uns. Nichts davon habe ich gesehen. Ich hatte die Eltern fragen wollen oder auch Lisa, aber sie weinten und schrien sich an, und Lisa zog mir schnell eine Jacke über die Schlafsachen und trug mich zur Tür raus. Wir verabschiedeten uns gar nicht. Nachher tat es mir leid, dass ich Mama nicht gedrückt hatte und zu Papa nicht einmal „Auf Wiedersehen“ sagte, aber Lisa schwor, dass keine Zeit dafür war. Draußen auf der Straße liefen wir durch Schnee und mir war furchtbar kalt. Lisa nahm mich hoch und trug mich auf dem

Rücken. Meine Hände steckte sie unter ihre Achseln, damit ich nicht fror. Die Handschuhe hatten wir zurücklassen müssen. Weil, daheim war ja der Krieg.

Wenn wir so im Bett lagen, erzählte mir Lisa manchmal Geschichten, wie sich die Eltern kennen gelernt hatten. Sie erzählte es manchmal lustig, oder gruslig, oder spannend oder für Babys, mit Tieren oder Schwertern oder Zauberkesseln. Ich wusste natürlich, dass keine der Geschichten echt war, aber ich mochte sie trotzdem. Ich hatte mir überlegt, sie alle aufzuschreiben, in ein Buch. Das könnten wir dann den Eltern schenken, als Überraschung und wenn sie nicht wütend waren. Ich hatte mir auch einen Namen überlegt und die erste Seite. Ich stellte mir das so vor: „Geschichten über die Eltern, wenig wahr und viel falsch. Erfunden und korrigiert von Lisa, zugehört und geschrieben und Idee fürs Buch gehabt von Daisy.“

Ich fragte sie, ob sie mir diesmal die echte Geschichte erzählen könnte, wie das damals wirklich war mit den Eltern. Lisa gefiel das nicht, ihr Gesicht wurde ganz spitz. Die Luft unter der Bettdecke war schwer, es war auch zu warm. Lisa hob sie ein kleines Stück mit dem Ellbogen an, nahm aber nicht die Hände von meinen Ohren. Ich hörte die Eltern noch in der Ferne. Es war aber wie durch ein dickes Zugfenster, man sieht mehr, was die Leute sagen, als dass man es hören kann. Durch ihre Hände hörte ich das Rauschen, das nach den Wellen im Meer klingt, aber eigentlich das eigene Blut ist. Ich fragte mich, wer eigentlich Lisa die Ohren zuhielt.

„Lisa“, sagte ich, „alles in Ordnung?“

Sie zog mich ganz nah zu sich, dass ich Kaffee und Torte riechen konnte. Dann hob sie die Hand von meinem Ohr und flüsterte „Ja“ hinein und deckte es schnell wieder zu. Ich spürte ihren Atem, er machte meine Haut feucht und warm. Das machte aber nichts, denn es passte zum Rauschen in meinem Kopf und es war, als wäre kurz Sommer in unserem Bett.

„Lügst du?“

„Ja“, antwortete sie. Dann kroch eine winzige Schnecke über ihr Gesicht und hinterließ einen nassen Weg, oder es war ein

Schweißtropfen von der großen Sommerhitze. Weil Lisa immer noch ihre Hände über meine Ohren hielt, blies ich auf die Tränen, sie hatte ja keine Hand frei. Sie sah nicht traurig aus. Vielleicht wuschen sich nur ihre Augen vom Staub und der Müdigkeit und nachher würde sie besser sehen.

Ich drückte mich an sie und fragte, ob ich ihr erzählen sollte, wie das wirklich war mit den Eltern. Wie sie beide schön waren und jung und sich mochten. Bevor wir kamen.

Lisa nickte und dann schüttelte sie den Kopf und sagte, dass es ihre Aufgabe sei, sich zu erinnern und die wahren Geschichten zu erzählen.

Ich schloss die Augen, atmete die schwere Sommerluft unter der Bettdecke und hörte Lisa in mein Ohr flüstern:

„Vor langer Zeit, sehr langer Zeit sogar, lebten zwei besondere Menschen: sie und er. Beide waren sie eines Tages im Herbst zur Fakultät für Wirtschaftswissenschaften unterwegs. Doch Demonstranten hatten sich am Vormittag auf die Schienen gelegt, um gegen den König zu kämpfen, und die Polizei hatte die Burgtore zur Innenstadt gesperrt.

Die Straßenbahn fuhr lange nicht und sie hatte kein Geld für ein Pferd. Obwohl sie rannte wie der Wind, kam sie außer Atem vor den verschlossenen Türen des Ballsaals an. Sie brach vor Übermüdung zusammen und legte sich auf den Boden, um sich kurz auszuruhen. Irgendwann wachte sie auf, weil ihr jemand vorsichtig eine Jacke unter den Kopf schob. Er war auch zu spät gekommen, aber nicht wegen der Straßenbahn, sondern weil er selber demonstrieren war. Auf seiner Stirn war getrocknetes Blut, aber das machte nichts. Seine Augen waren blau und sie dachte dabei an einen Eissturm: schön aus der Ferne, aber aus der Nähe eisig kalt. Und er dachte, dass sie groß und dünn

war und in keinster Weise atemberaubend, und dennoch gefiel sie ihm. So sehr, dass er, obwohl er blonde Haare nie gemocht hatte, blond zu seiner Lieblingsfarbe erklärte. Sie fragte nach seinem Namen, und er lud sie zu einem Kaffee ein. Draußen regnete es. Sie beschloßen, es regnen zu lassen, und verliebten sich.

Er ritzte ihren Namen in Bäume, die sie nie sehen sollte, und sein Lachen rundete die fehlenden Musiknoten in ihrem Kopf ab. Sie beschloßen, sich mehr zu lieben als sie Angst hatten, und bekamen ein Mädchen mit blauen Augen und blonden Haaren. Sie wussten selbst in schlimmen Zeiten, dass es nicht für immer schlimm bleiben würde. Ende.“

„Ist irgendwas davon wahr?“, fragte ich Lisa.

„Es könnte wahr sein. Das muss reichen.“ Sie strich mir eine Strähne hinters Ohr. Drückte mich an sich, dass nichts zwischen uns passte, nicht einmal die Luft, wäre sie dünn und nicht warm und schwer gewesen.

„Du hast Mamas blonde Haare und Papas blaue Augen“, sagte sie.

„Warum lächelst du?“, fragte ich.

„Weil sie auf deinem Gesicht immer noch zusammen sind.“

Das gefiel mir. Vielleicht waren die Eltern irgendwann glücklich gewesen. Neues Buch über die Eltern: „Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen wirklich wahr, Rest vielleicht wahr.“

## Wenn es nicht ums Leben geht, gibt es kein Wieso

Ich stelle mir gerne vor, dass jemand neben mir vom Bahnsteig fällt. Einfach so. Vielleicht ein Hitzeschlag oder eine Ohnmacht. Nein, besser noch: ein Kind reißt sich von der Hand seiner Mutter los, stolpert über den Bahnsteigrand, dreht sich im Fallen und streckt die kleinen pummeligen Hände nach Hilfe aus. Es landet mit einem dumpfen Aufprall am Boden, stößt sich den Kopf – nur genug, um benommen liegen zu bleiben.

Die Mutter bricht in Panik aus, auch die umstehenden Menschen geraten in Aufruhr. Der Zug fährt jeden Moment ein. Eine alte Dame geht arthritisch, aber eilig los, um die Stationsaufsicht zu rufen. Ein Mädchen nimmt einen Kopfhörer aus dem Ohr. Sekunden vergehen, und das Kind liegt immer noch bewusstlos auf den Schienen. Niemand traut sich zu helfen.

Und dann ich. Lasse meine Tasche von der Schulter auf den Boden gleiten, stütze mich mit einer Hand am Rand des Bahnsteigs ab und springe in die Tiefe. Mindestens eine Person klappt den Mund auf, zwei greifen sich schockiert an die Brust. Ich kümmere mich um niemanden, gehe neben dem Kind in die Hocke, greife unter den Nacken und die Kniekehlen und hebe es in einer angestregten, aber flüssigen Bewegung hoch. Der Kopf liegt wie leblos an meiner Schulter.

Umstehende haben sich zu einer Traube gesammelt, strecken hektisch ihre Hände entgegen. Ich steige über das Gleis und hebe die Kleine einem Mann entgegen, der dankbar ist, etwas tun zu können. Er nimmt das Kind entgegen, eine Frau schreit entsetzt – der Zug! Der Zug! – die Mutter steht kurz vor dem Kollaps – oh Gott! – sie legt die Hände über den Mund. In der Ferne des Tunnels sehe ich die Lichter, die Menschen oben greifen nach mir, reichen mir ihre Hände. Ich fasse einmal rechts und links nach ausgestreckten Armen und ziehe mich hoch, die letzten Zentimeter packen andere

an meiner Kleidung zu und hieven mich gemeinsam hoch auf den Bahnsteig. Sekunden nachdem ich oben bin, donnert der durchfahrende Zug vorbei.

Die Leute lachen, die Mutter des Kindes umarmt mich, die Kleine blinzelt verwirrt. Vielleicht klatscht jemand. Andere klopfen mir auf die Schulter, der Mann von vorhin schüttelt mir die Hand. Und ich nicke allen freundlich zu, hebe meinen Rucksack vom Boden auf und warte auf meinen Zug. Für mich ist es ein Tag wie jeder andere.

Ich blickte auf Daisys Hand in meiner und dann auf die Gleise nur wenige Meter von uns entfernt. Ich fragte mich, ob das Szenario auch mit ihr funktionieren würde. Vom Aufprall könnte sie eine blutende Kopfwunde haben, die blonden Haare kleben an ihrem kleinen Gesicht. Das bunte T-Shirt dreckig, zerrissen. Ein Schuh, beim Stolpern verloren, liegt auf den Gleisen neben ihrem Körper. Würde ich sie wirklich retten? Und dann kommt der Zug. So viel Blut und Knochenreste.

„Lisa“, sagte Daisy leise neben mir.

„Hmm.“

„Alles in Ordnung?“

„Ja“, antwortete ich und drückte zur Bekräftigung ihre Hand. „Ich hab nur etwas Kopfweg. Aber lass uns doch einfach zu Fuß gehen heute.“

„Kommen wir dann nicht zu spät?“, fragte sie.

„Schon, aber das macht nichts. Denn weißt du warum?“

Daisy schüttelte den Kopf und schaute hoch zu mir.

„Wenn es nicht ums Leben geht, geht es um einen Scheißdreck“, antwortete ich.


Ihre Ohren liefen pink an und sie begann zu lachen.

„Du hast Scheißdreck gesagt“, sagte sie.

„Ja.“ Ich musste lächeln. Wir gingen los.


Daisy und ich hielten uns an der Hand und gingen. Der Vorwand war das U-Boot, ein kleiner Lebensmittelladen ein paar Straßen weiter. Mutter schickte uns jeden Samstagvormittag dorthin.






Auch wenn wir vorher gemeinsam einkaufen waren, vergaß sie immer irgendetwas, behauptete sie zumindest. Ich hatte den Verdacht, dass sie uns nur für eine halbe Stunde aus dem Haus haben wollte, um... warum genau habe ich nie mit Sicherheit sagen können, aber das war eigentlich egal. Ich nahm also jedes Mal Daisy und das Geld, merkte mir schnell Hefe, zwei Vanillepulver und 6 Eier und wir waren zur Tür raus. Weil es im U-Boot keine Selbstbedienung gab, konnten wir auch nichts falsch machen.

Diesmal war Daisy in der Phase, in der sie jeden zweiten Satz mit „wieso“ begann. So ging es schon eine ganze Weile. Jede Jahreszeit, jede aufgeschnappte Mode schlug sich sofort auf ihr Denken nieder. Das gefiel mir gut. Ich konnte jede Veränderung sehen, oder zumindest hören. Ich bildete mir ein, besonders aufmerksam zu sein, aber schwer zu erkennen war es wahrscheinlich nicht.



Mit Daisy brauchte man immer eine Richtung, eine Aufgabe. Zielloses Herumspazieren verwirrte sie. In meiner Socke hatte ich Kleingeld, das würde für ein Eis reichen. Der Lebensabschnitt, in dem man mit Eis bestechbar ist, ist jedenfalls ein langer, dachte ich. Ihre kleine Hand in meiner fühlte sich gut an, es war einer dieser Tage, an dem ich sie besonders liebte. Grund- und grenzenlos, ein gutes Gefühl.



„Daisy“, fragte ich nach ein paar Minuten in die Stille des gemeinsamen Gehens hinein, „wie läuft es in der Schule eigentlich?“

Sie schaute zu mir hoch. „Wieso fragst du das?“

„Nur so, weil man als Schwester eben manchmal fragt.“

„Wieso?“, sagte Daisy und blickte mich irritiert an. Manchmal hatte ich das Gefühl, ich würde ihr auf die Nerven gehen. Auch, dass sie nur aus Gefälligkeit auf meine Fragen antwortete, als wäre ich das Kleinkind und sie die Erwachsene.

„Es ist blöd, aber nicht so schlimm.“

Während sie das sagte, blickte ich sie ermutigend an und nickte. Ganz in der Manier, ich höre dich, traue dich nur, her mit den dunklen Wahrheiten. Doch Daisy hatte nicht mehr zu sagen, anscheinend. Wir waren wieder still. Ich versuchte es noch einmal.

„Hast du schon Freunde?“

„Wieso?“

„Weil man sich mit den anderen Kindern anfreundet. Das macht man so.“

„Ich will nicht.“

Jetzt war ich an der Reihe „Wieso“ zu fragen.

„Weil ich halt nicht will. Ich hab dich.“

Ich zog sie an der Hand, dass sie zu mir hoch schaute. „Ist irgendwer gemein zu dir oder warum sagst du das?“

„Wieso, niemand ist gemein. Christian, der Nasenbohrer popelt alle an, aber niemand ist gemein.“

„Popelt alle an?“, fragte ich vorsichtig.

„Nur ein bisschen“, präzisierte Daisy.

Ich blieb stehen und blickte sie an. „Warum popelt er überhaupt?“

„Weil er halt gern popelt, verstehst du das nicht“, erklärte sie, „und weil ihm das schmeckt.“

„Aha“, antwortete ich. Tatsächlich fiel mir nichts Geistreiches ein, das ich hätte sagen können.

„Das ist nicht schlimm“, sagte Daisy fröhlich und setzte sich wieder in Bewegung, zog mich an der Hand.

„Nein?“

„Wieso? Er verschenkt manchmal seine Jause, weil er keinen Hunger hat.“

Ich schaute sie nur verwirrt an, wie sie mich hinter sich herzog. Sie drehte sich um und lachte mich an, das alles bereitete ihr große Freude.

„Er hat immer Milchschnitten, die sind super.“

Da konnte ich dann auch nichts mehr sagen.

Den restlichen Weg zum U-Boot und zurück absolvierten wir in gemeinsamem Schweigen. Ich überlegte, ob das symptomatisch war für uns, oder für alle Menschen. Sind wir so aufgewachsen, auf sprachlos getrimmt? Es wird immer gesagt, man solle ruhig sein und dann irgendwann im Erwachsenenalter sind wir schweigsam,

sprechen nichts, sagen nichts. Die Leute gehen zur Arbeit und in die Schule, und überall sollen sie leise sein, zu Hause auch, weil jeder seine Ruhe haben will. Und wenn sie doch mal sprechen müssen, dann können sie es nicht und schreiben im Internet dämlich mit h und ohne Groß- und Kleinschreibung, Punkte oder Beistriche schon gar nicht. Niemand kann vernünftig sprechen, nur Fragen werden gestellt, mit fünfzig Fragezeichen, die einem wütend ins Gesicht springen. Und niemand wundert sich darüber. Aus irgendeinem Grund deprimierte mich das plötzlich. Hatten wir uns nichts zu sagen, oder wussten wir nur nicht wie.

„Daisy“, sagte ich da, „Daisy, sprechen wir zu wenig miteinander. Fehlt dir das?“

Und sie blickte zu mir hoch, ihr Eis in der Hand, überrascht, dass ich sie angesprochen hatte. Das war eigentlich Antwort genug.

„Wieso, wir sprechen genug.“

„Bist du dir sicher?“, fragte ich.

Daisys linker Mundwinkel verriet, dass sie Eis essen noch nicht beherrschte, und sie sagte nur: „Ja.“ Ohne ‚Wieso‘. Sie zögerte nicht, schaute mir in die Augen und nickte. Und dann wandte sie den Blick wieder ihrem Eis zu.

Und ich wollte diesmal sagen: „Wieso?“ Doch Daisy blickte schnell hoch zu mir, als ahnte sie es und sagte erneut: „Ja.“

Ich lächelte sie an. Ausnahmsweise war ich mir sicher, dass es wirklich nichts mehr zu sagen gab.